

Nürnberger Premiere: „Kinder der Sonne“

O Mensch,
du armes Pflänzchen

Grandios, diese eineinhalb Stunden Theater: „Kinder der Sonne“ von Maxim Gorki, gespiegelt in der Sinnkrise unserer Zeit. Doch dann dauert Sascha Hawemanns Inszenierung nach der Pause fast noch mal so lang... und kommt darüber gehörig ins Stolpern.

Bei Ikarus und seinem Höhenflug hat es die Flügel erwischt. Die „Kinder der Sonne“ Maxim Gorkis sind so abgehoben, dass man sie auch als hirnerkrankt bezeichnen könnte. Nicht ganz einfach, diese als lebendige, immer noch liebenswerte Menschen auf die Bühne zu stellen und nicht nur als Karikaturen von Intellektuellen – für Gorki, den rüddigen alten Kämpfer, offenbar ein übles Schimpfwort.

In der ersten Hälfte von Sascha Hawemanns Inszenierung, die am Samstag im Nürnberger Schauspielhaus gefeiert wurde, gelingt die Balance. Ein Geniestreich, gelöst mit einer unvergleichlichen Mischung aus Ironie und Zärtlichkeit, Humor und Humanität. Großes Theater, eineinhalb Stunden lang, dabei ganz unangenehm strengt, mit viel russischer Musik und, ja, Seele.

Die Seele heißt Jelena (oder Louisa von Spies) und schreitet als ziemlich gelangweilte Gattin mondän durch den Salon, singt und spielt am Flügel oder kredenzt den mäandernden Gästen Wodka, wenn sie Tee anbietet. Auch erotisch mag sie es hochprozentig und macht, von ihrem tolpatschigen Mann, dem Forscher Pawel (Stefan Willi Wang), verständlicher Weise etwas gelangweilt, dem Maler Wagin (Julian Keck) schöne Augen.

Der scheint eben mächtig angesagt zu sein mit seinen wilden Ideen und seinen schlichten schwarzen Rechten

ecken – und den modischen langen Haaren eines Jonathan Meese. Die „Diktatur der Kunst“, sie könnte jedenfalls auch diesem Kopf entsprungen sein! Gemeinsam tanzt man auf dem Tisch und betrinkt die menscheitsbeglückende, menscheitsberückende Wirkung des Künstlers und seines Schaffens. Eine Szene wie ein Rausch, auch ohne Schaffen.

Halb komisch, halb tragisch in ihrem erkennbaren Abstand von aller Wirklichkeit werden hier nämlich eher kümmerliche kleine Pflanzen gezogen (im Beet vorne an der Bühne), die Pawel als zappeller Genetiker dann feinsäuberlich mit Wasser bespritzt (Vorsicht in den ersten Reihen!), während der große Kummer in seinem Rücken, im Schatten der langen Reihe von Bücherregalen, bereits mächtig um sich greift.

Pawels Schwester Lisa (Julia Bartolome), offenbar in ein Pogrom geraten, laboriert krächzend an dem Trauma und sieht sich nur noch als seelischen Krüppel. Tierarzt Boris (Christian Täubenheim), der sie heimlich liebt, verzweifelt an ihrer Nicht-Liebe – und der Nutzlosigkeit des Menschen ganz allgemein. Der gemeinsame Selbstkel, das Kranksein an sich, kann sie nicht verbinden. Sie werden, wo sie sich retten könnten, erst recht aneinander scheitern.

Mit seinem Nürnberger Debüt, dem fabelhaften „Tod eines Handlungsreisenden“, hatte Sascha Hawemann bewiesen, dass er eine feine Hand hat für die Vergegenwärtigung historischer Fälle, die – grotesk zugespitzt – ungemein aktuell und berührend wirken können. Das schafft er auch hier, im schon längst rituellen Jammern auf hohem Niveau, der gemütvolltrunkenen, eigentlich zufriedenen



Wächst was? Lisa (Julia Bartolome), Pawel (Stefan Willi Wang) und Blondine Melanija (Karen Dahmen). Foto: Theater/Bührle

Tristesse rundum mit sich selbst beschäftigter Existenzen.

Umso schockierender dann der schutzlose Moment, wenn Pawels Mitarbeiter, der bäuerlich-brutale Jegor plötzlich an der Rampe steht und von seiner geprägten Kindheit erzählt, vom Großvater und der Mutter und deren Tod, mitten beim Prügeln: eine Meisterleistung von Stefan Lorch, ein einsamer Höhepunkt.

Denn danach – geht es leider bergab. Hawemann muss das Stück, muss Gorki zu Ende exerzieren, das heißt die bösen Geister, die Intellektuellen, aus ihrem so bequemen Intellektuellenhaushalt exorzieren. Die Revo-

lution steht vor der Tür, oder hier eine Virusepidemie, die bürgerkriegsähnliche Zustände hervorbringt: mit Lorch als megafonbewehrtem Wutbürger, mit wüst geschändeten Büchern und wild geteerten Leibern, mit der Verlegung in eine Containerwohnung samt Video-Kamera.

Das Chaos! Und eine Art Castor-Transport in ein Theater, das grell und klamaukig und nur noch geschrien wird – und dabei all sein kostbares Gleichgewicht, seine Leichtigkeit und Musikalität verliert. Die zwei Clowns (Thomas L. Dietz und Philipp Weigand als grandios akrobatisches Duo), die vorher schon zur bürgerlichen

Belustigung schaurige kleine Elends-Szenen aus Gorkis „Nachtasyl“ darbieten mussten, mutieren nun zum derben Terror-Spaßkommando. Ja, es wird ungemütlich...

Konsequent gedacht, aber so gemacht, dass man es nicht mehr sehen will. Auch das zauberhafte Schlussbild nach drei Stunden – die Gesellschaft verschwindet in einer heißluftballonartigen Matroschka-Puppe, ein weiterer Rückzug, hoch hinaus, in ein altes Russland, in eine Utopie, die immer kleiner und bescheidener wird – kann daran nichts ändern.

Ach, gehen Sie doch einfach nach der Pause!
Wolf Ebersberger